

Joachim Meyerhoff: Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke
Literaturklub Sindelfingen am 15. Januar 2018
Gelesen von Renate Fischer F und Roland Häcker H

Biografische Notizen

F Joachim Meyerhoff (geb. 1967 in Homburg) ist Theaterschauspieler und einem größeren Publikum vor allem bekannt geworden durch seine autobiografischen Romane. Hervorgegangen sind sie aus einem Theaterprojekt des Wiener Burgtheaters unter dem Titel *Alle Toten fliegen hoch*. Meyerhoff ist in Schleswig aufgewachsen, zusammen mit zwei älteren Brüdern. Der Vater war Kinder- und Jugendpsychiater: Als Leiter einer Fachklinik lebte er mit seiner Familie auf deren Gelände.

In seinem Buch *Wann wird es endlich wieder so, wie es niemals war*, das 2013 erschienen ist, berichtet er von seiner Familie und dem Aufwachsen auf dem Anstaltsgelände. Mit 17 Jahren geht er im Rahmen eines Schüleraustauschs für ein Jahr in die USA. Sportlich trainiert und mit 1,90 m groß genug schafft er es in ein renommiertes Basketballteam. In dieser Zeit kommt sein mittlerer Bruder in Deutschland durch einen Autounfall ums Leben. Dem Jahr in den USA ist Meyerhoffs erstes Buch gewidmet, *Amerika*, das er 2011 schrieb. Die Trauer um den Verlust des geliebten Bruders lässt ihn nicht los und hat auch in dem Buch, aus dem wir Ihnen heute vorlesen, noch ihre Spuren hinterlassen. Es erschien 2015.

Inzwischen ist der vierte Band dieses Zyklus erschienen und Joachim Meyerhoff ist zu einem gern gesehenen Gast bei Talk Shows geworden. Mit seinen nunmehr 50 Jahren macht er dort eine gute Figur, wenn auch heute von seiner immer mal wieder erwähnten blonden Lockenpracht nichts mehr zu sehen ist.

Von 1989 bis 1992 macht Meyerhoff seine Schauspielausbildung an der Otto-Falckenberg-Schule in München. Nach Engagements an kleineren Bühnen wird er 2001 Ensemble-Mitglied am Berliner Maxim-Gorki Theater, 2005 Mitglied des Wiener Burgtheaters, dem er heute noch angehört, obwohl auch das Hamburger Schauspielhaus ihn immer wieder holt. In unserem Buch *Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke* schreibt er über seine Erfahrungen in der Schauspielschule und das Leben mit seinen Großeltern. Klappentext: „*Joachim Meyerhoff verbindet auf grandiose Weise Komik und Tragik miteinander.*“

Er hatte sich an der Otto-Falckenberg-Schule beworben, ohne sich wirklich eine Chance auszurechnen, dort angenommen zu werden. Lieber wäre ihm eigentlich die Zivildienststelle in einem Münchner Reha-Zentrum für Kinder gewesen. Warum, hören Sie jetzt.

Text 1: H (35 – 37 > Buch) (5½ Minuten) *Im Münchener Krankenhaus rechts der Isar gab es eine Kinderabteilung (...) der sich nach sterilem weißem Frieden sehnte.*

Die Großeltern

F Während der Schauspielausbildung lebt Joachim Meyerhoff bei seinen Großeltern. Mit Inge und Hermann Krings lernen wir zwei außergewöhnliche Menschen kennen. Die Großmutter, Inge Birkmann, ist ebenfalls Schauspielerin gewesen; ihre Laufbahn war beachtlich. 1941 wurde sie von Otto Falckenberg an die Münchner Kammerspiele engagiert. Ihre weiteren Bühnenstationen waren das Residenz-Theater München, das Württembergische Staatstheater Stuttgart und das Deutsche Theater Göttingen. Sie wirkte als Lehrerin an der Otto-Falckenberg-Schule und fand auch beim Fernsehen ein breites Betätigungsfeld. Wenn heute ein alter *Der-rick* über den Bildschirm flimmert, können wir vielleicht ihr Gesicht entdecken.

Inge Birkmann war in zweiter Ehe mit dem Philosophen Hermann Krings verheiratet, der als renommierter Vertreter der Transzendentalphilosophie gilt. Die Idee der Freiheit als Basis für die menschliche Vernunft ist das zentrale Thema seines wissenschaftlichen Wirkens. Von 1970 bis 1975 war er Vorsitzender des Deutschen Bildungsrates. Er wurde mit dem Großen Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

H Das Hauptthema in Joachim Meyerhoffs Buch ist der Kontrast zwischen den Tagen an der Schauspielschule, wo ihm das Innerste nach außen gekehrt wird, und den Ritualen in der großelterlichen Villa am Nymphenburger Park.

In unserem zweiten Text schildert er seine Ankunft im Haus der Großeltern.

Text 2: **F** (90 – 93 > Buch) (7 Minuten) *Wir gingen durch den Flur und meine Großmutter stellte sich (...) Großvater: „Ich komme gleich.“*

H *Ich zog meine Schuhe aus (...) wohnen sollte.*

F *Im Wohnzimmer war es wunderbar hell (...) aus dem Tiefschlaf gerissen. „Lieberling, sechs Uhr, Whisky-Zeit.“*

H Das Leben der Großeltern war geprägt von immer gleichen Tagesritualen. Morgens um acht betreiben beide körperliche Ertüchtigung. Sie traktiert unter *Wimmern und Stöhnen* (10) ihr unfallgeschädigtes Bein, er absolviert *seine Turnvater-Jahn-Gedächtnis-Choreographie* (11), die nur aus gymnastischen Andeutungen besteht. Danach gurgelt man mit einem speziellen Mundwasser, duscht ausgiebig und setzt sich an den gedeckten Tisch. Das Frühstück beginnt um neun mit einem Glas Champagner. Ein zweites Glas hilft beim Einwerfen zahlloser Pillen. Deren Verfallsdatum ist meistens schon abgelaufen, aber die Großmutter hält solche Angaben für einen Trick der Pharmaindustrie. Der Großvater nimmt bei jeder Erkältung eine Tablette eines Antibiotikums, wohlgemerkt nur eine, denn – so seine Begründung – vom Aspirin nehme man ja auch nur eine. Auf die dünn geschnittenen Brötchen wird uralte, selbst gemachte Marmelade gestrichen. Es folgt die Zeitungslektüre. Damit sie den Kulturteil synchron lesen können, haben sie die *Süddeutsche Zeitung* doppelt abonniert. Danach besichtigen sie den Garten. Von zehn bis eins sitzt der Großvater am Schreibtisch, liest und schreibt Kommentare in Bücher.

F Um eins gibt es Mittagessen. Es beginnt mit einer Suppe, in der immer die Reste des Vortags eingerührt worden sind, was am Freitag ein *hochkomplexes Suppengemisch* (17) ergibt. Zum Essen wird von der stets barfuß einhergehenden Haushälterin kalter Weißwein gereicht, immer der gleiche: *Ruwer*. Das Geschirr muss vor dem Einräumen in die Spülmaschine vorgereinigt werden. Zerbricht etwas, wird es vom Gärtner mittels Sekundenkleber repariert. Von zwei bis fünf ist Mittagsruhe, eine Qual für die Enkel. Um sechs Uhr ist, wir wissen es schon, Whisky-Zeit. Dazu raucht die Großmutter eine Zigarette, *Dunhill Menthol*. Die Acht-Uhr-Nachrichten hört man in einer *fassungslos machenden Lautstärke* (27), denn beide Großeltern hören schlecht. Das Abendbrot wird nicht am Tisch, sondern auf dem Sofa sitzend eingenommen. Dazu gibt es Rotwein: *Sangre de toro oder Merlot*. (28). Man führt angeregte Gespräche. Der Großvater redet über die Freiheit, die Großmutter rezipiert auswendig Gedichte von *Paul Celan, Nelly Sachs oder Matthias Claudius*. (29) Dann hört man die immer gleichen Schallplatten (Britten, Bach, Schubert, Grieg, kein Mozart, kein Wagner). Dazu legen sich die beiden gemeinsam auf eine große Kaschmirdecke auf den Boden. *Da lagen sie wie Tote, die sich selbst aufgebahrt hatten*. (30) Das Ende des Abends markiert der *Cointreau*, ein *pappsüßer Orangenlikör* (31). Reichlich alkoholisiert, wie *Volltrunkene alte Engel*, gehen sie zu Bett, um am nächsten Morgen um acht beschwingt den neuen Tag in der bekannten Weise zu beginnen.

Text 3: (98 – 102 > Buch) (8 Minuten, etwas gekürzt).

H (98) *Alkohol spielte im Leben meiner mondänen Großeltern eine wichtige, wenn nicht sogar die entscheidende Rolle (...) ein ganz anderer war.*

F (98) *Von einer ebenfalls hochbetagten Drogistin (...) zumindest beeinträchtigt hatten.*

H (100) *Was mich aber am Morgen (...) krallten sich in den hochflorigen Badezimmervorleger.*

F Erst nach einem Jahr Ausbildung dürfen die Eleven der Schauspielschule eine „echte Rolle“ erarbeiten. Joachim Meyerhoff wird der Monolog des Mortimer aus Schillers „*Maria Stuart*“ zugeteilt.

Text 4: **F** (160 – 163 > Buch) (6 Minuten, etwas gekürzt, **H** 3 Sätze als Großvater – 160, 161, 162 –, am Schluss als Joachim, siehe unten).

F *Meine erste Rollenarbeit an der Schauspielschule endete mit einem Eklat. (> Buch) (...) „Dieser dreiste junge Mann.“*

H *Ihre Erschöpfung hatte etwas verwirrend Sinnliches. Ihr Atem ging schnell und sie streckte die Hand nach mir aus, tastete ins Leere*

F „Lieberling, wo bist du?“

H „Hier, Großmutter.“

F „Ja, wo denn?“

H „Hier, ganz nah.“ *Ich nahm ihre Hand.*

F „Sei so gut, bring mir ein Glas ... Whis... Wasser.“

H *Sie klang so mitgenommen, als hätte sie fünf Stunden lang Theater gespielt. „Das mach ich. Geht es dir gut?“ Ihre Lider zitterten.*

F „Oh ja, so gut wie lange nicht mehr.“

H Beim Einstudieren des Textes hilft ihm eine Mentorin. Sie heißt im Roman *Gretchen Kinski*. Um wen es sich dabei tatsächlich handelt, konnten wir nicht ermitteln. Pola Kinski, eine Tochter von Klaus Kinski, war es nicht, auch wenn sie zu den Absolventinnen der Otto-Falckenberg-Schule gehört.

Text 5: **H** (163 – 167 **Text hier vollständig**) (7 Minuten, etwas gekürzt) *In den nächsten Wochen quälte ich mich durch das Stück und lernte die Szene. Während ich mit Gretchen Kinski allein in einem Raum an Mortimer arbeitete, konnte ich nicht anders, als meine eigene Großmutter nachzuspielen. Ihr vehementer Vortrag hatte etwas Unumstößliches gehabt und alle meine eigenen Fantasien im Keim erstickt. (...) Immer und immer wieder musste ich Zeilen, ja einzelne Wörter, wiederholen.*

Durch das ständige Nachsprechen verloren die Sätze ihren Sinn. Sobald ich das Gefühl hatte, etwas zu verstehen, unterbrach mich Gretchen Kinski mit unerschütterlicher Freundlichkeit. Sie wirkte wie jemand, der sich vorgenommen hatte, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen, und sich sagt:

F „Ich hab hier einen Härtefall und egal wie blöd er sich anstellt, ich werde es zum Vorschein bringen!“

H *Wochenlang kratzte sie mit den unterschiedlichsten Werkzeugen wie eine besessene Psychoarchäologin an mir herum. Schicht für Schicht wurde freigelegt und ich wurde von Stunde zu Stunde dünnhäutiger.*

F „Du denkst nicht.“ „Guck mal, wie du da rumstehst.“ „Entspann dein Gesicht.“ „Noch mal von vorne.“ „Warum machst du immer solche Grimassen? Wir sind hier nicht im Stummfilm.“ „Was machst du denn da mit den Händen?“ „Warum machst du da eine Pause?“ Was soll diese Betonung?“ „Vergiss nicht zu atmen.“ „Steh doch nicht so krumm da. Das ist ein mutiger junger Mann.“ Hör doch mal auf, da wie ein Rumpelstilzchen herum zu zucken.“ „Alles, was du sagst, klingt gleich.“

H *Die kleine Bühne war mit Stühlen vollgestellt. Das hatte ich mir ausgedacht. Es sollte ein wenig nach Kirche aussehen. Da ich keine Maria Stuart hatte, musste ich diese im Publikum ansprechen, was bedeutete, dass Gretchen Kinski selbst die Maria war.*

F „Sprich mich an!“

H „Die Scheinwerfer blenden mich so.“

F „Ach was, stell dich nicht so an. Ein Schauspieler, den die Scheinwerfer blenden? Wo gibt's denn so was? Du musst das Licht lieben lernen!“

H *Hin und wieder gelang es mir, ein paar Sätze so zu sprechen, wie sie es sich vorstellte, dann kam sie auf die Bühne und umarmte mich.*

F „Das war es. Hast du's gemerkt? Jetzt eben war es echt.“

H *Ich freute mich. Doch schon zwei Zeilen später:*

F „Was ist denn jetzt los?“

H „Wieso?“

F „Jetzt glaub ich dir kein Wort mehr.“

H *Ich versuchte es erneut.*

F „Nein, jetzt ist es nicht mehr echt!“

H *Ich hatte mir fest vorgenommen, mich durch ihre unermüdliche Penetranz nicht entmutigen zu lassen. Aber es ging nicht. Ich war verunsichert und schwankte zwischen Ratlosigkeit und Wut. Ganze Stunden vergingen so.*

F „Oh, jetzt war es wieder echt!“ „Oh, jetzt ist es wieder nicht echt!“

H *Ich konnte zwischen echt und unecht keinerlei Unterschied ausmachen. Gretchen Kinski und ich kämpften miteinander.*

Dann kam eine Stunde, in der sie nicht mehr weiterwusste, ich sie an den Rand ihrer pädagogischen Ausdauer gebracht hatte. Sie hatte, während ich spielte, während ich zum hundertsten Mal wie ein ferngesteuerter Zombie versuchte, alles, was sie mir je gesagt hatte, richtig zu machen und dabei auch noch das Atmen nicht zu vergessen und den Kiefer locker zu lassen, plötzlich die Scheinwerfer abgedreht.

F „Genug, es hat keinen Zweck. Komm runter von der Bühne. Setz dich da hin. Was ist los? Du fühlst dich komplett unwohl, oder?“

H *Sie lächelte, sah fantastisch aus. Und ich stellte mir vor, wie es wäre, meine Finger in ihre fulminante Frisur zu schieben, ihre Haare zu packen und ihren Kopf zu schütteln. Obwohl sie mich quälte, wollte ich ihr gefallen (...)*

Ohne den Blick zu heben, flüsterte ich: „Vielleicht liebt ja dieser Mortimer die Maria gar nicht. Vielleicht lügt er ja und hasst sie eigentlich.“

F „Was soll das denn?“

H *Ich hatte keine Ahnung, was ich da redete. „Ja, vielleicht will er einfach nur sterben. Vielleicht lügt er die ganze Zeit und weiß eh, dass er sich umbringt.“ Sie hielt kurz inne.*

F „Klingt vollkommen absurd, aber gut: zeig es mir.“

H *Sie drückte auf den Schalter und die Bühne wurde wieder hell. Ich setzte mich zwischen die Stühle und wusste nicht im Geringsten, wie das, was ich gerade behauptet hatte, aussehen könnte. Ich saß da und überlegte. Endlich ist sie still, dachte ich, doch dann kam ein Satz, kein wirklich schlimmer, aber doch einer, der genau die giftige Chemikalie war, um alle zugewachsenen Kanäle ins Zornreservoir wieder frei zu ätzen. Ich saß ratlos da, und sie rief aufmunternd:*

F „Jetzt mal los, wir haben nicht ewig Zeit.“

H *Da sprang ich auf, griff mir einen Stuhl, hob ihn hoch über den Kopf, und einen kleinen Moment, nicht viel länger, als wäre aus einer schönen runden Glassekunde ein Splitter herausgebrochen, stand ich mit dem erhobenen Stuhl da und sah zu ihr hinüber. Mit beiden Händen hatte ich fest die Lehne gepackt, und es wäre ein Leichtes gewesen, den Stuhl nach ihr zu werfen. (...) Ich sah sie kurz an, mit dem erhobenen Stuhl, und bemerkte, wie sie einen Schritt zurücktrat. Das genügte mir schon. Mit trockener Kraft schlug ich den Stuhl auf den Boden. Zwei Beine brachen ab. Das Restskelett schleuderte ich gegen die Wand (...) Ich begann meinen Mortimer-Text und ließ Gretchen Kinski nicht aus den Augen. Ich brüllte die verhassten Sätze heraus. Sie schmeckten ekelhaft durchgekaut. Während ich schrie, zerklopfte ich systematisch die Stuhlreihen. Als mich die Kraft zu verlassen drohte, trat ich die letzten noch stehenden Stühle mit den Füßen um. Keuchend und nun doch irritiert von dem Trümmerfeld um mich herum, ließ ich mich auf den Boden fallen (...) und sprach meinen Text zu Ende. Ich wunderte mich, wie einfach es war, die Worte zu sagen. Von allem Ballast befreit, plauderte und plapperte ich ohne groß nachzu-*

denken die Zeilen heraus. All diese wochenlang nicht zu knackenden, haarigen Kokosnuss-Sätze öffneten sich und strahlend weiß lag ihr Sinn vor mir.

F Gretchen Kinski findet diese Szene ganz und gar nicht gut und empfiehlt ihm eine therapeutische Behandlung: *Wenn du Probleme hast, musst du dir helfen lassen.*

F Angesichts der eher mäßigen Leistungen des Jungschauspielers Meyerhoff ist es geradezu ein Wunder, dass er am Ende der Ausbildung doch die *Bühnenreife* (282) bescheinigt bekommt. Zu den eher grotesken Theatererfahrungen während der Ausbildungsphase gehört ein Fernsehspiel, das auf einem Text von Paul Heyse beruht. Seine Großmutter soll darin die Hauptrolle spielen. Sie verlangt, dass Joachim ihren Neffen mimen soll. Er hat nur wenige Sätze zu sprechen, ist aber bei der Aufzeichnung so nervös, dass man seine Stimme kaum hört. Auch muss er eine Perücke tragen, weil er sich dummerweise seine langen Haare abschneiden lassen und fast kahlköpfig ist, was zur Rolle überhaupt nicht passt. Als das fertige Stück vorgeführt wird, muss er feststellen, dass man ihn synchronisiert hat.

Joachim Meyerhoff muss einige Monate warten, bis man ihm, der als wenig versprechender Berufsanfänger gilt, ein Engagement anbietet. Eine Stelle in Schleswig lehnt er ab; er will nicht zurück in die alte Heimat. Dann kommt ein Angebot aus Kassel. Er packt seine wenigen Habseligkeiten zusammen und verlässt nach dreieinhalb Jahren die Villa an der Nymphenburg. Anfangs darf er in Kassel nur winzige Rollen spielen und findet alles an diesem Theater *grauenhaft* (319). Er hat hohe Ansprüche an sich selbst, kann sie aber nicht erfüllen. Bis er einen Plan hat:

Text 6: **H** (320 – 325) (*Text im dialogischen Teil vollständig. 6 Minuten*) *Da kam ich auf die Idee, einen Roman für die Bühne zu adaptieren ... und erinnerte mich daran, dass mir mein Vater geraten hatte, den Werther zu lesen. Es wurde ein berauschendes Leseerlebnis. Obwohl ich nicht verliebt, keine Lotte in Sicht war: Da stand alles, was mich umtrieb. Immer war da von dieser Lücke die Rede, dieser Sehnsucht nach Welt, nach echten Gefühlen:*

F „Ach diese Lücke, diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle!“

H *Ich überzeugte die Theaterleitung von meinem Plan, den Werther auf die Bühne zu bringen, und erstellte eine eigene Fassung. Meine Großmutter war begeistert, erklärte sich sofort bereit, als Erzählerin zu fungieren, sprach mir eindringlich maniert mehrere Passagen auf ein Tonband (...)*

In einer winzigen Nebenspielstätte fand die Premiere statt. Zum ersten Mal hatte ich keine Angst beim Spielen, war der Graben zwischen meinen Ansprüchen an mich und dem, was ich vermochte, kein tödlicher Abgrund. Ich sagte mir: Dieser Werther, der sieht sich selbst genau wie du die ganze Zeit beim Leben zu. Um Werther spielen zu können, durfte ich uneins mit mir sein. Endlich hatte ich eine Figur gefunden, die ihr eigenes Lachen hört und lächerlich findet, eine Figur, die nichts lieber täte, als loszuheulen, es aber nicht kann, eine Figur, die ihre eigene Stimme hasst. Und dieser wunderbare Selbstmord! Der war mir sonnenklar. Ich war besessen davon, dass ich das durchschaut hatte! Das war doch kein Selbstmord aus Liebeskummer! Wie konnte man nur so blind sein? Warum hatte das noch nie jemand vor mir durchschaut? Dieser Selbstmord war nichts anderes als der finale Versuch, mit sich eins zu werden, diese entsetzliche Lücke zu schließen. Der Schuss war die letzte verbleibende Möglichkeit, das zerfallende Ich zu einer unantastbaren, harmonischen

Leiche zu verschmelzen. Im Knall der Pistole würden alle zersprengten Einzelteile sich magisch zusammenfügen. Nur im Tod, begriff ich, ist der Mensch eins mit sich.

Damals war ich mir sicher, eine sensationelle Entdeckung gemacht zu haben, und mit meiner Expedition in Werthers Lücke den Schauspielerberuf zu revolutionieren (...) Ich ließ (...) die qualvollen ersten Monate in Kassel hinter mir und zog mit Sack und Pack in mein neues darstellerisches Zuhause ein: in Werthers Lücke.

F (> Buch S 322) *Leider währte diese Euphorie nicht lange (...) eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte.*

F (> Buch S 323) *Im Theater hingegen saßen an den Abenden oft viele ältere Zuschauer (...) Ich sprach meinen Abschiedstext.*

H *„Alles ist so still um mich her und so ruhig meine Seele*

F *Eine zwölfmal wie in weiter Ferne schlagende Glocke wurde vom Ton eingespielt.*

H *„Ich schaudere nicht, den kalten, schrecklichen Kelch zu fassen, aus dem ich den Tausend des Todes trinken soll.“*

F (stark gekürzt) *Oft hörte ich im Publikum leises Schluchzen. Es wurde langsam dunkler. (...) Schließlich herrschte vollkommene Finsternis und nach einer kurzen Stille (...) ertönte ein wiederum vom Ton eingespielter, wie weit entfernter, leicht verhallender Pistolknall, und ich war endlich wieder tot. Lange Pause. Dann sprach meine Großmutter vom Band. Ich lag vornüber auf dem Tisch und mit jedem ihrer Worte wurde die Lücke kleiner und kleiner. (...) Durch die Art, wie sie sprach, gelang ihr etwas Bewegendes. Sie bemühte sich um Sachlichkeit und doch schwang unter jedem Wort die Tragödie mit.*

H *Jedes Mal, wenn ich mir in meinem Werther-Anzug die Pistole an die Schläfe drückte, spürte ich etwas von der tatsächlichen Möglichkeit, es zu tun. (...) Ich brauchte den Schuss. Nur der Schuss schloss die Lücke. Ich brauchte diesen selbstmörderischen Existenzbeweis. Frisch erschossen in der Finsternis zu liegen. Das war herrlich.*

Renate Fischer und Roland Häcker, Sindelfingen, Januar 2018.

Internet: <http://literaturklub-sindelfingen.de>